Iris.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Erster Jahrgang.

Samstag, (1825. Nro 11.) 6. August.

Mein Bündniß mit der „Iris."

Du, Tochter der Juno, im farbigen Bogen!
Willst freundlich ein Obdach dem Musenvolk' seyn?
Schon hast den Parnaß du prismatisch umzogen:
Sei herzlich willkommen im heiligen Hain!
Nimm mich auch mit unter dein lichtes Gewölbe,
Gleich so wie dein Urbild, hoch am Firmament',
Umstrahlet die Donau, den Main und die Elbe,
Die Kinder des Tellus bis an der Welt End'.
Zwar bring' ich nur Heit'res auf flüchtigen Schwingen,
Dem Fröhlichen bin ich nun einmahl so hold;
Woll'st du mit Gewalt zum Kothurne mich zwingen,
Dann nimm dir 'nen Andern statt meiner in Sold.
Doch frommt dir das Heit're, so wie ich es spende,
Dann bin ich der Deine du fond de mon coeur,
Dann geb' ich mit Freuden dir meine zehn Hände —
Was sag' ich! man hat ja nur zwei und nicht mehr,
Von denen macht eine schon manchmahl so warm,
Die Rechte, denn schlägt mit dem Kiel sie Allarm,
Dann macht sie Galöppe, daß Gott sich erbarm'! —
So soll nicht die Mein'ge in störender Fehde,
Die Hallen der Tochter des Himmels entweih'n;
Von fröhlichen Dingen sei einzig die Rede:
Wir wollen des Lebens uns wonniglich freu'n. —
Was Künstler und Mimen bei uns produziren,
Was Buntes die Tagesbegebenheit bringt,
Das will ich der Iris getreu referiren;
Und wenn sie mich schwesterlich fortan umschlingt,
Dann bring' ich ihr Lieder und lustige Schwänke,
Histörchen, Charaden und Räthsel dabei.
So wären wir nunmehr befreundet ich denke;
Mein Wort will ich halten, bleibst du mir getreu.

Hannover. Georg Harrys.

Erdelinde.

(Fortsetzung von Nro 10.)

Die Sehnsucht die Kleine wieder zu sehen, und Kunde von ihrem Gatten zu vernehmen, beschleunigte Erdelindens Erholung; sie war bereit, mit uns zu entfliehen, und nach Lucens zu gehen, ihrem Vater einen Brief hinterlassend. „Ich sehe voraus, sprach sie, es werde eine blutige Fehde geben, wenn mein Manfroi noch lebt, — und ist er nicht mehr, so erbarme sich der Himmel meiner und meines Kindes."

Endlich vermochte sie, das Bett zu verlassen; schwach und bleich, wie sie war, ging sie zu ihrem Vater, dessen Zustand sich alltäglich verschlimmerte. Er nahm sie gut auf, erschrack über ihre Blässe und Magerkeit, und sprach: Man sieht dir's an, armes Kind, daß du viel gelitten, und ich verzeihe dir gerne, daß du meiner nicht Sorge tragen wolltest; aber jetzt, da du hergestellt, mußt du meiner pflegen, denn Vetter Raoul von Monthenar ist nicht der beste Krankenwärter.

Erdelinde seufzte und trat ihr Geschäft an. Konnte sie wohl daran denken, ihren Vater in Todesgefahr zu verlassen? Sie verschob ihren Plan der Flucht bis zu seiner Genesung; allein darum stand es täglich ärger: Raoul nöthigte ihn, immer mehr zu trinken, um sich zu stärken, wie er sagte, und entflammte so das Blut des Kranken nur noch mehr.

Erdelinde, die mit dem verhaßten Oheim am Bette des kranken Vaters wachte, nahm sich endlich den Muth, ihn um seinen Kampf mit dem von Lucens zu fragen; nach einer langen Pause würdigte er sie folgender Antwort: „Nun — ich bestrafte den naseweisen Burschen, wie ers verdiente, täglich traf ich ihn bei meinem Vetter, dem er seine Dienste aufdrang, als hätte er nicht gewußt, daß Alles, was den Namen von Lucens trägt, den Monthenars gleich verhaßt ist, — was ihm auch Amauri bei jeder Gelegenheit fühlen ließ.

Erdelinde seufzte laut; — dieser Name war ihr ja so theuer! „Ob er noch lebt," — stotterte sie, seiner Antwort zitternd.

„Ich glaube kaum, — denn er empfing einen guten Hieb in die Rippen; aber tröstet euch: ist

er auch nicht todt, ein anderes Mahl fehl ich das Herz gewiß nicht."

Arme Erdelinde, sie konnte den Anblick des Verhaßten nicht ertragen, und täglich mußte sie ihm zur Seite seyn! Er schnob sie an, als wäre sie bereits seine Gattin: „So muß man mit den Weibern verfahren, sprach er, ohne Schmeichelei, nur zum Gehorsam muß man sie gewöhnen.

Indessen fühlte Ritter Amauri seine letzte Stunde herannahen; wohl gern hätte er seine Tochter mit Raoul verbunden; allein die Dispens von Rom war noch nicht angelangt, und der Tod traf früher ein. Als er sein Ende nahe fühlte, ließ er die trostlose Erdelinde rufen, und übergab sie an Raoul von Monthenar, mit den Worten: Ich gebe sie euch mit all meinen Gütern und all meiner Macht, laßt den Namen der Monthenars in seinem alten Glanze erstehen, und erzeuget Söhne, die jene ersetzen, so mir die Fehde entrissen. Du aber, verehre den Ritter Raoul als deinen Vater, als deinen Gemahl. Und somit hast du meinen Seegen. — Sie schwieg, — was hätte sie auch erwiedern wollen. Kurz darauf war ihr Vater nicht mehr. Ach! jetzt wurde Erdelinde erst ganz unglücklich. Der Tirann kam ihr tagsüber nicht von der Seite, und verschloß sie des Nachts. Jeder Gedanke an Flucht schwand, sie durfte nie mit uns allein sprechen; aber wenn ich bei Tische bediente, verrieth ihr erloschner Blick und die Thränen, die ihre Wangen herabrollten, nur zu deutlich, was sie dulden mußte.

„Aber seid ihr auch dessen gewiß, Oheim! sprach sie eines Tages vor mir, daß Manfroi von Lucens noch lebt? Ich fürchte immer, er werde sich rächen."

„Endlich, versetzte Raoul mit einem furchtbaren Gelächter, — das erste gute Wort, das ich von euch erhalte, aber sorgt darum nicht, Mägdlein, was noch nicht vollbracht, kann noch geschehen. Sobald Manfroi geheilt, will ich ihn neuerdings in den Kampf rufen, und du sollst sein Haupt zur Hochzeitgabe erhalten."

Dießmahl wurde Erdelinde nicht ohnmächtig: sie erfuhr, daß Manfroi noch lebe, und ihre Blicke sprachen so deutlich, daß ich sie verstehen konnte. Ich meinerseits zog mich weit zurück, und sagte: daß meine Gebiererinn wohl Ursache genug habe, sich um sein Leben zu bekümmern, und daß sie glücklicher wäre, wenn Manfroi von Lucens oder irgend ein anderer edler Ritter sie eines solchen Ungeheuers von Oheim und Gatten befreite. Ich sah wohl voraus, daß mich solch eine kühne Einwendung nöthigen werde, das Weite zu suchen, was ich auch wollte; allein dießmahl gerieth mein Leben in große Gefahr. Monthenar erhob sich wie ein Wüthender, und sein großes Schwert, daß er immer bei sich trug, herausreißend, stürzte er hin, mich zu durchboren. Erdelinde warf sich zwischen uns, und beschwor, auf die Kniee sinkend ihren Oheim, ihr die erste Gunst zu erweisen, um die sie zu ihm flehe, und ihres Nährvaters Leben zu schonen. Sie war so schön, so reitzend, und ihre Stimme so rührend, daß der Wütherich selbst verstummte.

Wohlan, ich gestehe es euch zu! — Ich seh' es ein, ich bin zu gut, — aber nicht ohne Bedingungen; die erste: daß sowohl er, als Margarethe, noch heute die Burg verlassen; die zweite: daß ihr mir noch vor dem Eintreffen der päbstlichen Dispens zur Kirche folget.

„Ja ich folge Euch dahin, wann ihr befehlet", sprach Erdelinde mit einer Standhaftigkeit, die mich staunen machte; „ich ersuche euch nur, daß uns derselbe Priester, der mich getauft und gefirmet, verbinde."

„Wie ihr wollt! — Und wo ist dieser?"

„In der Kapelle an der Brücke."

„Das ist nicht weit, und ihr folgt mir dahin; denn ich will es nicht, daß je ein Pfaff in diese Mauern eingehe."

„Wie es euch lieb ist", entgegnete Erdelinde, — und zur Belohnung ihrer Bereitwilligkeit, erhielt sie noch die Gunst, daß Margarethe sie ankleiden durfte. „Aber daß Peter auf der Stelle sich entferne, — setzte er hinzu — mir ist sein Anblick unerträglich, und es dürfte mir leicht nochmahls die Lust ankommen, ihn zu durchboren."

Ich ließ mir so etwas nicht zweimahl sagen; der Aufenthalt zu Clees ward mir verboten; — ich ziehe nach dem guten alten Moudon, meiner Geburtsstadt, sprach ich, einen Blick auf Erdelinden werfend. — Dieses war nicht wahr, denn ich stamme aus Clees, doch der Herr auf Chillon wußte darum nichts, und ich wollte dem Fräulein nur andeuten, daß ich nach Lucens gehe, welches sehr nahe an Moudon ist.

Geh zum Teufel, daß ich dich nie wieder erblicke, schrie Raoul.

Leb wohl, Peter! rief mir Erdelinde zu, denn sie wagte es nicht mehr, mich Freund Peter zu nennen, da ihr's der Oheim verbothen; Margarethe, kleide mich an, da es mein Gebieter erlaubt.

Ich machte Umstände, mein Weib zurückzulassen, so daß der Wütherich ergrimmte, und mir es befahl. Ich ging; Erdelinde drückte mir die Hand, und noch an demselben Abend traf ich zu Lucens ein, befürchtend, daß die Hülfe zu spät komme.

Am folgenden Morgen schickte man um den Priester und am nächsten führte Raoul Margarethen in Erdelindens Zimmer, befahl, sie mit al-

lem Schmucke ihrer Mutter zu zieren, und Margarethen, sich sodann zu entfernen. Dieß war es, was Erdelinde wünschte; sie eröffnete meinem Weibe ihr Vorhaben, hieß sie, die kleine Alix (denn sie trug den Namen ihrer theuern Mutter) in die Kirche bringen, und — ahnete nicht, daß sie ihr größtes Unglück befehle.

(Der Beschluß folgt.)

Pozzuoli.

(Fortsetzung von Nro 9.)

Hier nennt man das Amphitheater auch Coliseo, weil es in der Anlage dem flavischen Riesenwerke zu Rom gleicht. Die Arena hält 187 Fuß Länge und 130 Fuß Breite; es mochte wohl 45,000 Personen fassen. Innen steht eine Kapelle zu Ehren des h. Januarius, Bischofs von Benevent, welcher hier gefangen lag und von Bären zerrissen werden sollte. Die Bestien thaten ihm aber nichts zu Leide, sondern fielen ehrerbiethig vor ihm nieder. Fünftausend Personen bekehrten sich über dieses Wunder zum Kristenthume: Timotheus, Dioklezians Statthalter, ergrimmte darüber so sehr, daß er den Heiligen auf der Stelle enthaupten ließ.

Auf dem Rückwege betritt man ein gutes Stück der antiken Via Antiniana, unter welcher in der Villa des Duca di Lusciano ein großer Wasserbehälter (Piscina), die sogenannten Cento Camerelle oder das Laberinto, angebracht ist. Er besteht aus zwei Stockwerken zahlreicher Kämmerchen in parallelen Linien: bevor der gegenwärtige Eingang hergerichtet war, konnte man nur mit Mühe durch ein kleines Loch in das finstere Souterrain hinabkriechen, daher man sich auch irrige Vorstellungen und willkührliche Benennungen machte. Er ist aus Ziegeln erbaut, und unstreitig zur Sammlung des Regenwassers aus dem Amphitheater bestimmt gewesen, mit dem er durch einen Kanal in Verbindung stand. Diese Regenwasser-Cisternen unterscheiden sich von den, zur Aufnahme des Serino Flußwassers erbauten Piscinen dadurch, daß sie keine Stalaktiten ansetzen.

An der Straße zur Solfatara bemerkt man links einen zweiten ähnlichen Wasserbehälter, genannt Piscina del Princ. di Cardito, das Vollständigste Ueberbleibsel aller römischen Monumente in Pozzuoli. Das Gewölbe ruht auf dreißig eben so zierlichen als festen Pfeilern: der benannte Fürst hat das Werk zum Behufe seiner Villa in Gebrauch gezogen. Der Umstand, daß hier die große Wasserleitung der Piscina mirabile vorüberzieht, gab zur Bemerkung Anlaß, dieser Wasserbehälter habe zum Absatze ihres Schlammes gedient, welchen das Wasser immer mit sich führt. Weil aber einestheils gar keine Verbindung mit dem Aquadukte besteht, anderntheils auch keine Spur von Stalaktiten vorkömmt: so fällt dieser Irrthum von selbst hinweg. Die antike antiniana Straße geleitet in gerader Richtung zur Solfatara hin. Dieser halbverloschene Vulkan wird von Strabo Forum Vulcani, von Anderen im allgemeinen die phlegräischen Felder genannt. Er bildet eine von den leucogeischen Hügeln umschlossene Fläche, von 893 Fuß Länge und 755 Fuß Breite. Solfatara heißt er heutzutage wegen der großen Menge Schwefel, welche sich hier fortwährend erzeugt. Alles weiset auf unterirdisches Feuer hin: aus mehreren Erdrissen dringt ein heißer, mit Schwefel und Ammoniak geschwängerter Dampf empor; das dumpfe Echo im Eingeweide der Erde, wenn man einen Stein auf den Boden wirft, beweist, daß nur eine dünne Wölbung diese Abgründe deckt. Die Solfatara scheinet ein Berg gewesen zu seyn, dessen Gipfel einstürzte: die Furcht vor neuen Explosionen wird durch den Umstand gemindert, daß der Schwefel nur äußerst wenige Eisentheile mit sich führt.

Das war also der furchtbare Schauplatz der Gigantenschlacht: ein neuerer neapolit. Schriftsteller versetzt in allem Ernste hieher den Eingang zur Hölle. Es entspringen viele heilkräftige Mineralquellen in und neben der Solfatara: man erzeugt Schwefel und Alaun. Die letzte vulkanische Eruption ereignete sich i. J. 1198. Die Solfatara ist eine reiche Fundgrube für Mineralogen. An den tiefsten Stellen des Kraters, wo der dichteste Rauch aufsteigt, sieht man im Dunkel der Nacht deutlich die Flammen hervorsprühen: das Knistern des unterirdischen Feuers ist hörbar. Wenige Schritte von der Solfatara erbaute die Stadt Neapel i. J. 1580, zu Ehren des h. Januarius, angeblich auf der Stelle, wo der Heilige am 19. September 289 unter Dioklezian den Martertod erlitt, ein Kapuzinerkloster. Der blutbespritzte Stein, worauf er enthauptet wurde, ist in der Januariuskapelle des Dom's in Neapel aufbewahrt. Eigentlich befand sich hier, und zwar vom Eingange in die Solfatara, längs der Via Antiniana, bis zum Rande des Abhanges vor dem See Agnano hin, ein antiker Begräbnißplatz. Die Schwefelausdünstungen sind während des Sommers so lästig, daß die Geistlichen in dieser Jahreszeit ihr Kloster verlassen müssen. Merkwürdig ist im Garten eine moderne, schwebende Piscina für das Trinkwasser; man konnte nur auf diese Weise das Wasser vor der Schwängerung mit den allenthalben vordringenden mephitischen Dämpfen bewahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

P.....n, 18. Juli 1825.

Mehr wahr als wahrscheinlich.

Ein hiesiger sonst eben so kluger als rechtlicher Bürger — seines Gewerbes ein aufrechter Weinwirth — hatte durch viele Jahre für sich und seine Gäste ein preiswerthes* Zeitungsblatt gehalten, das, nebst politischen Neuigkeiten, auch allerlei sehr gemeinnützige und erheiternde Artikel, in einer besonderen Beilage lieferte.

Plötzlich kam ihm die Ankündigung der „Iris" zu Gesichte. Sie wirkt auf ihn, wie ein Zauber. Er beschließt, sich auf die neue Zeitschrift zu abonniren und die alten Ephemeriden aufzugeben, weil eine doppelte Auslage nicht so, wie eine doppelte Einnahme, in seine Rechnung taugt.

Die erste Nummer der Iris lauft ein.

Was ist das? — ruft unser Ehrenmann betroffen aus. Ein einziger halber Bogen? Wie kann der das enthalten was mein schönes Geld werth ist? — — Ein Vorwort! Sehr pfiffig! Man will mich beschwichtigen. Bei mir gilt kein Vorwort, wo es sich um Barschaft handelt, und ich sehe, daß ich darum geprellt bin. Nun merke ich aber auch, daß das eben gedachte Vorwort, unter diesem falschen Titel, nichts als eine Regenbogenbeschreibung sei. Was brauch' ich diese, da ich das Ding selbst so oft gesehen habe und noch öfter sehen kann, ohne mich darauf zu abonniren. Oder soll das eine Art von Wirthshausschild seyn? — In manches Wirthshaus taugt zwar der folgende Schwank voll liederlicher Amanten; allein! ich habe mein Lebetag die Schwänkemacher nicht leiden können, weil sie mir stets die schlechtesten Zahler waren. Ach! jetzt kömmt gar eine Ahnengruft als Probestück, folglich werden uns noch mehrere Grüfte, und am Ende auch gemeine Gottesäcker aufgetischt werden. Warum doch die Hrn. Skribenten die Ruhe der Todten stören, um die Lebenden damit zu ärgern. Sterbe ich als Abonnent dieser Zeitschrift — wofür ich mich jedoch im nächsten Halbjahre verwahren will — so ziehen mich diese Patrone wohl auch noch aus dem Grabe heraus, und machen mich zur Anekdote. Weiter! Ein Theaterbericht. So was gehört ja in die Büchlein, welche die Zettelträger zum neuen Jahre austheilen. Hohl der Gukuck den ganzen Theaterplunder! Mich ärgerts, wenn im Winter bei uns Komödie gespielt wird, und jetzt soll ich den tollen Spuck gar in einer Zeitung und beständig vor Augen haben. Und die saubere Behauptung: wer nicht Musik im Leibe hat, ist ein Räuber und Mörder! Soll also jeder ehrliche Kerl ein Orgelkasten seyn? Ich wollte der's gesagt hat, kriegte die ganze türk'sche Musik in den Leib! — Literarische Anzeigen! Die kommen mir zurecht. Hat mich nicht schon die Anzeige von dieser verkrackten Zeitschrift hinlänglich genarrt? Endlich: Nachricht für die Hrn. Mitarbeiter. Warum machen sie so Etwas nicht unter sich aus? Was kümmert das uns Leser? Wo sind denn die Nachrichten aus Italien, Spanien, England u. s. w.? Wie gehts den Griechen? Ist das eine Zeitschrift, die nicht sagt, wie die Zeiten stehn, und wie's in der Welt ausschaut. Also — nun hab ich's weg — ist der Unterschied zwischen Zeitung und Zeitschrift: Alles und Nichts! Und widerspricht nicht der Titel selbst diesem Blatte? Ist ein Schwank eine Kunst? Sucht man das Leben in Grüften? — Gibt's ein Wissen, wenn man am Schlusse nicht weiß, was man gelesen hat.

Wo ist denn die Beilage? — Eine Zeitung ohne Beilage — so viel wie Gemüse ohne Auflage.

O du mein gutes, altes Zeitungsblatt! Warum hab' ich dich verabschiedet? Deine brühwarmen Neuigkeiten, soll ich volle sechs Monathe entbehren? Bin ich nicht dem Unglücklichen gleich, der sich von seinem braven, alten Weibe scheidet und an ein leichtfertiges Mädchen sich hängt, das ihn zum Besten hat? Und — und wer weiß wie lange der aufgebrachte Wirth noch so fort raisonirt und deraisonirt hätte, würde ihn seine Frau nicht, mit Licht, Schwefel und Fischleim in der Hand, und auf den, ein Gefäß voll Wasser in Bereitschaft haltenden Jungen hindeutend, erinnert haben, daß es höchste Zeit wäre, im Keller nachzusehen. Was er nun auch dort unten über die arme Iris geschmollt und beschlossen habe, ist nicht zu uns heraufgekommen.

Das Vorstehende jedoch glaube ich der geehrten Redaktion mittheilen zu müssen, weil zuförderst sie — hiernächst aber auch meine Wenigkeit, in dem Ausfalle auf die Mitarbeiter, angegriffen ist. Das Publikum möge zwischen unserer lieben Iris und ihrem lieblosen Antagonisten entscheiden. Es sei ihr Advokat und Richter!

A — Z.

Wien, 19. Juli 1825.

Man sagt gewöhnlich, eine Hauptstadt eines großen Staats sei eine Welt, und versteht gewiß eine solche Welt darunter, wie die Erde eine, nach dem Sprachgebrauche, ist. Ich sage aber nein! Eine große Residenzstadt ist ein Sonnensystem; so viele Welten hat sie. Man lese nur: die Hofwelt; die Bürgerwelt; die Künstlerwelt; die Handwerkerwelt; die zwei Doktorenwelten und dann die Klienten- und Patientenwelt; die Weiber- und Kinderwelt; die schöne Welt; die Beamten- und Studentenwelt; die gelehrte Welt; die Handelswelt; die politische Welt, u. s. w. Nicht einmahl die Undsoweiter sind aufzuzählen. Und doch gibts in der Referentenwelt Viele, die für die Journalwelt fast nichts anders zu berichten wissen, als Notizen aus der Theaterwelt oder höchstens aus der Dichterwelt. Unterzeichneter aber macht sich nichts aus der Welt und den Welten, und berichtet ohne weiters aus der Häuserwelt, und verspricht zugleich, sogleich die Welt zu verlassen, nicht die wirkliche, aber die obige wörtliche und ziemlich monotone. Was aber wäre von den Häusern hier zu sagen? Etwa, daß deren unzählige auf Ein Mahl neugebaut werden? Daß in mancher Hauptstraße über 50 (?) neue entstehen? Daß sie so schnell fertig werden, wie kaum die Nester eines Vogels oder die Piramiden der Thermiten? Oder daß sie, trotz dieser Schnelligkeit, so solid sind, daß kein Architekt sein Werk überlebt, wie es doch bei Dichtern so häufig der Fall ist? Oder gar, daß, wer kein neues Haus erbauen lassen kann oder will, doch einen Stock oben zubaut? Daß das 1000 Ziegeln schon um die Hälfte theurer wurde? Daß die Ursache dieser vielen Baue die Bauherren sind, die ihre Müßiggänger von Kapitalien nirgend besser zu verwenden wissen? Oder sollte erst zu melden seyn, daß Wien nicht so lange wird zu stehen haben, als es schon steht, um noch einmahl so groß zu seyn, als es jetzt ist?*) — Das Alles braucht man nicht erst zu schreiben und zu drucken, da Jedermann es weiß, der in den hiesigen Straßen mit Kalk, Mörtel und Steinsplittern bespritzt und beworfen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) C'est tout comme chez nous. R.

Verlegt und herausgegeben von C. Stielly und Sam. Rosenthal in Pesth. Gedruckt in der königl. Univ. Buchdruckerei zu Ofen.